
Margit GÖTTERT & Lotte ROSE¹ (Frankfurt am Main)

Gender in der Lehre: Bilanz zu einer Versuchsreihe an den Hessischen Fachhochschulen

Zusammenfassung

Das gemeinsame Frauenforschungszentrum der Hessischen Fachhochschulen (gFFZ) führte 2005-2006 das Projekt „Förderung von Genderkompetenz in der Lehre“ durch. An verschiedenen Hochschulstandorten und in verschiedenen Fachrichtungen wurden mit interessierten ProfessorInnen partizipativ exemplarische Modellprojekte entwickelt, durchgeführt und evaluiert. Der Beitrag reflektiert kritisch die Projektpraxis und die ihr innewohnenden Paradoxien und arbeitet offene Entwicklungsherausforderungen für die Implementierung von Genderthemen in die Hochschullehre heraus wie auch den Nutzen interdisziplinärer Zusammenarbeit bei dieser Aufgabenstellung.

Schlüsselwörter

Genderkompetenz, Lehrexperimente, fachkulturelle Differenzen

Gender in Teaching: Résumé of an Experimental Series at Hessian Universities of Applied Sciences

Abstract

Between 2005 and 2006, the gFFZ – the joint research centre of the Universities of Applied Sciences in Hessen for Women's Studies and Gender Research – carried out a project with the title “Gender Competence in Teachings”. With participation of interested professors from different university sites and different branches of study, pilot projects were developed, performed and evaluated. This article reflects critically the applied project practice and its immanent paradoxies. The text operates with open development challenges regarding the implementation of gender topics in academic teachings and in interdisciplinary cooperation.

Keywords

Gender competence, teaching experiments, disciplinary differences

¹ e-Mail: info@gffz.de; rose@fb4.fh-frankfurt.de

Das gemeinsame Frauenforschungszentrum der Hessischen Fachhochschulen (gFFZ) führte 2005-2006 das Projekt „Förderung von Genderkompetenz in der Lehre“ durch, das vom Hessischen Ministerium für Wissenschaft und Kunst gefördert wurde. Ziel war, Genderfachlichkeit und Gendergerechtigkeit in den Studiengängen der Hessischen Fachhochschulen zu realisieren und hierzu exemplarische Modellprojekte zu entwickeln.²

In Kooperation mit interessierten ProfessorInnen an verschiedenen Hochschulstandorten und aus verschiedenen Fächern wurden Entwicklungsvorhaben praktisch erprobt und ausgewertet. Dabei wurde ganz direkt bei dem angeknüpft, was von den jeweiligen KooperationspartnerInnen selbst als genderbezogene Entwicklungsherausforderung im eigenen Arbeitsfeld identifiziert wurde und als Idee für ein Praxisprojekt schon vorhanden war. Das gFFZ unterstützte die jeweiligen Vorhaben durch fachliche Beratungen, die Bereitstellung von finanziellen Mitteln und – soweit erforderlich – durch die Vermittlung von Honorarkräften.

Unter den AkteurInnen waren einschlägig ausgewiesene und erfahrene Frauen- und Genderforscherinnen und Genderforscher, für die ihr Projekt eine weitere Stufe in einem langen und kontinuierlichen Prozess der Beschäftigung mit Genderfragen darstellte. Es bot die Chance, das, woran sie schon immer arbeiteten, nun unter vergleichsweise guten Voraussetzungen weiter zu verfolgen. Dass man für innovative Genderprojekte, die immer mit Mehrarbeit verbunden sind, finanzielle, personelle und fachliche Unterstützung erhält, kommt schließlich in der Hochschule selten vor.

Es beteiligten sich aber auch weniger einschlägig qualifizierte ProfessorInnen. Darunter waren die, die an Genderfragen interessiert waren, diese aber nie intensiv verfolgt hatten. Es waren aber schließlich auch solche dabei, die mit dem Thema bislang kaum oder gar nichts zu tun gehabt hatten. Unterstützt durch die bereitgestellten Ressourcen wurde sie animiert, thematische Prioritäten nun einmal anders zu setzen – was in einem Fall sogar zur erfolgreichen Beantragung eines Forschungsprojektes führte – oder sich an thematische Annäherungsexperimente zu wagen, die ansonsten vermutlich ausgeblieben wären.

Folgende Projekte wurden realisiert (siehe Folgeseite):

² Die Broschüre „Förderung von Genderkompetenz in der Lehre. Berichte von Modellprojekten an hessischen „Fach-)Hochschulen 2005-2006“ enthält die Dokumentation zu den meisten Projekten und ist gegen einen Kostenbeitrag von 10 € über das gFFZ zu beziehen.

Titel	Hochschule / Fachbereich	Ziel
Genderkompetenz in der Lehre der technischen Fächer	Fulda/ Fachbereich Angewandte Informatik, Fachbereich Elektrotechnik und Informationstechnik	Sensibilisierung und Motivierung des Kollegiums der technischen Fächer für Genderfragen in der Lehre
Gender-Aspekte bei Vertragsverhandlungen	Frankfurt am Main/ Wirtschaft und Recht	Lehreinheit für das Modul „Grundlagen I: Methodik der Vertragsgestaltung/Methodik der Verhandlungsführung“ des MA „Verhandeln und Gestalten von Verträgen“
Geschlechterrelevanz in der Anlage- und Vorsorgeberatung	Frankfurt am Main/ Wirtschaft und Recht	Gender-Lehrbaustein für die Module „Private Finanzplanung“ und „Vermögensmanagement“ des Studienschwerpunktes „Finanzdienstleistung“
Männer in der Minderheit in sozialen Studiengängen	Wiesbaden/ Sozialwesen	Klärung der Forschungsfrage: Wie schlägt sich die asymmetrische quantitative Verteilung von Männern und Frauen am Fachbereich in den Geschlechterverhältnissen in Lehre und Studium nieder?
Gendergerechte Gestaltung von Internetseiten ingenieurwissenschaftlicher Studiengänge	Wiesbaden/ Maschinenbau	Genderkritische Analyse der Homepages der technischen Fachbereiche der FH Wiesbaden und Erarbeitung eines Leitfadens für die gendergerechte Homepagegestaltung
Qualitätssicherung und Förderung junger Frauen am Fachbereich Maschinenbau	Wiesbaden/ Sozialwesen	Bestandsaufnahme zur Situation von Studentinnen am FB Ingenieurwissenschaften, Empfehlungen zur Förderung von Studentinnen
Managing (Gender-) Diversity in Projektteams im Bereich Gestaltung	Darmstadt/ Gestaltung	Verbesserung der Vereinbarkeit von Beruf und Familie in einem Projekt, Erarbeitung von Leitlinien für Managing (Gender-)Diversity in Projektteams der Gestaltung
Genderbezogenen Reflexion und Evaluation von Lehre	Darmstadt (EFH)/ Sozialpädagogik	Initiierung eines kollegialen Forums zur Reflexion von Genderfragen in der Lehre

Tabelle 1: Realisierte Projekte

So verschieden wie die fachlichen Kontexte, Fragestellungen und Anliegen, Studiengänge und ProjektprotagonistInnen waren, so verschieden waren auch die Modellprojekte mit ihren Zielsetzungen, Praxisverfahren und Entwicklungsverläufen. Es gab einen sehr allgemein gehaltenen sachlichen Auftrag – nämlich die Erprobung von genderbezogenen Qualifizierungsinitiativen in der Lehre der Hochschulen. Doch die praktische Umsetzung des Auftrags war ein offener, explorativer wie auch partizipativer Prozess.

Das Konzept war *offen* angelegt, weil der Raum der Hochschule ein relativ pluraler und strukturschwacher mit zahlreichen, relativ autonomen „Subunternehmen“ ist, in dem Qualifizierungsimpulse nur schwer top-down zu etablieren sind. *Experimentell* war er, weil für die hochschulische Lehre noch keine best-practice-Modelle der Genderqualifizierung vorliegen und vielleicht – auch wenn man sich dies oft

wünscht – niemals vorliegen können, weil disziplinäre und professionelle Kontexte, Problemstellungen und Entwicklungsdynamiken hochgradig heterogen und flexibel sind. Möglicherweise handelt es sich bei solchen Entwicklungstätigkeiten zwangsläufig um Dauer-Experimente.

Partizipativ war das Konzept schließlich, weil niemand besser über das institutionelle Leben des eigenen Fachs Bescheid weiß als diejenigen, die in der Lehre tätig sind. Die Hochschulen sind in hochspezialisierte plurale, heterogene und segmentierte Teilwelten zergliedert, die allesamt ihre eigenen Geschichten, Fachkulturen, Wissensschemata und Praxisroutinen besitzen. Genderqualität in der Lehre kann somit kaum effektiv als ein von externen Fachleuten außerhalb konfektioniertes Pauschalprogramm realisiert werden, das letztlich einem normativer Akt der Durchsetzung eines Deutungsmonopols gleich kommt. Vielmehr bedarf es der Expertinnen und Experten in den Studiengängen, die das erforderliche Innenwissen zu den jeweiligen Teilwelten mitbringen. Es ist Raum dafür zu schaffen, die Deutungsmacht zum Thema bei den Akteuren und Akteurinnen der Subwelten zu belassen, damit ihre spezifische Kreativität zum Tragen kommen kann. Was die Genderfragen eines Fachs sind, wo man die Arbeit beginnen will und wie man sie tun will, ist in den Subwelten zu klären. Dies ist kein Plädoyer für Abschottung und das Prinzip des kritiklosen „anything goes“. Aber es ist eines für plurale Bottom-up-Prozesse und die Herstellung eines Diskurses zu den Ergebnissen.

Nur ein Teil der Projekte waren Lehrprojekte im eigentlichen Sinne. Dies mag verwundern angesichts des Projekttitels, der doch auf Genderkompetenzen in der Lehre abzielte. Dass dies so war, kann als Vermeidung der Auseinandersetzung mit Fragen der Lehre gedeutet werden. Es kann aber auch offensiv daran erinnern, dass für genderbezogene Qualifizierungsbemühungen in der Lehre mehr relevant ist als didaktisch-methodische Seminarinnovationen.

Spannungsmoment: Pragmatismus versus Grundsatzfragen

Ein Teil der Projekte zeichnete sich durch einen außerordentlich zielstrebigem und sachlich nüchternen Pragmatismus aus. Es waren dies ausschließlich die wirtschaftswissenschaftlichen, ingenieur- und medienwissenschaftlichen Projekte. Hier sollten Genderwissen und Genderreflexivität den Studierenden praktisch helfen, klar umrissene, berufliche Aufgaben besser zu lösen: Finanzberatung, Vorsorgeberatungen und Vorsorgeplanungen, Vertragsverhandlungen in eigener oder fremder Sache, Projektmanagement. Zielperspektive war, Dienstleistungsprodukte, Kundentauglichkeit und Arbeitsvorgänge zu optimieren. Es ging also immer um einen konkreten, klar umrissenen beruflichen Praxisnutzen und vor allem auch um Wettbewerbsvorteile auf Märkten.

Solche Orientierungen fordern die bisherige Frauen- und Genderforschung existentiell heraus, schließlich ist ihre Diskursgeschichte stark gesellschafts- und kulturkritisch und sozialpolitisch geprägt. Im Fokus standen von Beginn an *grundsätzliche* Fragen gesellschaftlicher Ordnung: Gewaltverhältnisse und Geschlechterungerechtigkeiten. Ziel war die Realisierung menschenwürdiger und geschlechter-

gerechter Lebensverhältnisse durch die Thematisierung und empirische Untersuchung von Geschlechterungerechtigkeiten und die Enttabuisierung und Bekämpfung von Gewaltverhältnissen und Gewalt gegen Frauen – durch die Weiterentwicklung struktureller und gesetzlicher Maßnahmen, durch Hilfen für benachteiligte Mädchen und Frauen. Diese gesellschaftskritische Haltung war implizit, manchmal auch explizit kapitalismuskritisch und schloss ökonomische Nutzenorientierungen in der Genderforschung aus – mehr noch: sie machte sie unvorstellbar und zu etwas Verpönten. Nicht zufällig wird das neue Konzept des Managing Diversity, das in der Unternehmensführung zunehmend als Instrument zur Wertschöpfung in heterogenen Belegschaften Beachtung findet, in der traditionellen Genderforschung überwiegend kritisch diskutiert.

Unser Projekt hat uns nachdrücklich mit dem Kontrast beider Paradigmen konfrontiert. Durch die gezielte Ansprache und erfolgreiche Integration nicht-sozialwissenschaftlicher Fächer in die genderbezogenen Lehrexperimente entstand in gewisser Weise eine „paradoxe“ Situation. Lange Zeit war Gender als Lehrinhalt Sache der sozial- und geisteswissenschaftlichen Fächer. Hier entstand die Frauen- und Genderforschung, hier wurde sie weiter entwickelt. Im Gegenzug wurden die genderspezifischen Qualifizierungsdefizite der technisch-naturwissenschaftlichen und wirtschaftswissenschaftlichen Fächer beklagt und die Arbeit in diesen Fächern zur besonderen Entwicklungsaufgabe erklärt. In dem Moment, in dem nun die technisch-naturwissenschaftlichen und wirtschaftswissenschaftlichen Fächer als Akteure zur Integration von Gender in die Lehre auftreten, tun sie dies – wie könnte es auch anders sein – in der paradigmatischen Traditionslinie der Problemstellungen und Problembearbeitungsweisen ihrer eigenen Disziplin und eben nicht der Sozialwissenschaften. Gender wird nun weniger als Gerechtigkeitsfrage, sondern als schlichte Vorteils- und Sachfrage verhandelt. Für die sozialwissenschaftliche Genderforschung erzeugt dies eine besondere Spannung.

Sozialisiert in einer sozialkritischen Diskurstradition blieb es nicht aus, dass auch wir selbst als Projektinitiatorinnen irritiert waren vom Pragmatismus in den Projekten der anderen Fachrichtungen, ihn auch kritisch beäugten. Wir waren es nicht gewohnt, dass man so „einfach“ sachlich-funktionalistisch die Geschlechterfrage zum Lehrgegenstand machte. Bedenken kamen auf, ob Gender als Analysekategorie hier nicht unzulässig reduziert wird und bestehende Verhältnisse nicht letztlich unkritisch reproduziert und perpetuiert werden. War es nicht in *allen* Fächern unerlässlich, den Studierenden einen sozialkritischen Blick auf die Geschlechterverhältnisse zu vermitteln? Gleichzeitig beeindruckte der Pragmatismus aber auch. Konnten die Sozialwissenschaften davon nicht auch etwas lernen?

Für die genderbezogenen Curriculumentwicklungen in der Hochschule zeichnet sich damit eine offene Herausforderung wie auch Chance ab. Ist es möglich voneinander zu lernen oder verbleibt man in polarisierenden Kontroversen um den richtigen Weg? Verliert sich die sozialwissenschaftliche Genderforschung darin, hegemoniale Wahrheitsansprüche gegenüber den anderen Fächern zu festigen oder kann sie sich neugierig und offen von den anderen Diskursmustern, die dort gepflegt werden, auch anregen lassen? Und umgekehrt: kann es gelingen, die ökonomisch-funktionalistischen Betrachtungsweisen der anderen Fächer durch die sozialwissenschaftliche Genderforschung zu dynamisieren, sie aufzubrechen?

In den diskursiven Differenzen offenbaren sich auch elementare fachkulturelle Habitusdifferenzen. Bislang erscheinen sie kaum vereinbar. Doch vielleicht wird sich die Nachhaltigkeit genderbezogener Entwicklungen in den Hochschul-Curricula gerade auch daran entscheiden, ob und wie es gelingen wird, beide Habitusfiguren miteinander ins Gespräch zu bringen. Beide haben schließlich ihre eigene Vernünftigkeit wie auch ihre Grenzen. Auch dieses erfuhren wir in unserem Projekt.

Grenzenlosigkeit versus Begrenzung

Kennzeichnend für den Pragmatismus der Projekte in den technisch-naturwissenschaftlichen und wirtschaftswissenschaftlichen Fächern war ihre relative „Kleinheit“. Sie waren überschaubar konzipiert, die Aufgabenstellung war eindeutig definiert – z.T. handelte es sich nur um kurze Lehrabschnitte in umfassenderen Seminarkontexten. Was den zeitlichen Umfang wie auch den personellen Einsatz betraf, waren sie klar begrenzt – zumindest im Vergleich zu den sozialwissenschaftlichen Projekten. Dort, wo sich die Rahmungen im Prozess dann doch ausweiteten, ging dies letztlich auf Initiativen von begleitenden Sozialwissenschaftlerinnen zurück.

Demgegenüber zeichneten sich die sozialwissenschaftlichen Projekte durch eine vor vornherein größere Anlage aus. Charakteristisch für sie war die Weite, Komplexität und kritische Grundsätzlichkeit der Themenstellung. Anders als bei den technisch-naturwissenschaftlichen und wirtschaftswissenschaftlichen Fächern hatten sie etwas Schwebendes. Es gab keine klar konturierte, durch eine berufliche Aufgabe induzierte Problemstellung, für die Wissen und Werkzeuge zu entwickeln waren, sondern das Projektthema selbst hatte eine explorative und suchende Gestalt, die offen ließ, wo der Prozess die Beteiligten hinführte und wie sich die Ausgangsfragestellungen weiter entwickelten. Natürlich war auch hier ein Gebrauchswert angedacht, denn das, was man konzipierte, sollte schließlich immer auch die Lehre verbessern. Aber er zeichnete sich weniger scharf ab, noch wurde er allein zielführend verfolgt.

Zeitlicher Umfang und personeller Aufwand waren bei diesen Projekten durchgängig aufwändiger. Und vielleicht ist es kein Zufall, dass es gerade das größte – ein sozialwissenschaftliches – Projekt war, das am Ende resümierte, dass mehr Ressourcen erforderlich gewesen wären, um die Sache gut zu machen. Solche inneren Expansionsdynamiken bei Gender-Projekten in der Lehre zeigen sich nicht nur hier, und sie werfen die kritische Frage auf, ob die Entwicklungsinitiativen für eine genderqualifizierte Lehre nicht stärker das Leitbild des „Kleinen“ als innovative Herausforderung begreifen sollten. Wenn die Lernzeit an der Hochschule begrenzt ist und seit der Umstellung der Studiengänge auf die internationalen BA- und MA-Abschlüsse sogar genau in „Workloads“ gemessen wird, rückt die Frage nach dem Volumen von genderbezogenen Curricula-Bausteinen deutlicher in den Vordergrund. Im Spektrum der Wissens- und Kompetenzanforderungen der hochschulischen Studiengänge kann – und braucht – Genderfachlichkeit nur eine von vielen darstellen. Von daher hängt ihre erfolgreiche Implementierung möglicherweise auch davon ab, inwieweit es gelingt, sie zwischen dem Wünschenswerten,

Notwendigen und Machbaren sachfunktional „kleinzuschneiden“. Schließlich müssen Hochschulabsolventinnen und Absolventinnen keineswegs durchgängig eine hochentwickelte Genderexpertise aufweisen. Vor diesem Hintergrund wird die Frage drängender, welches basale Genderwissen und welche basale Genderkompetenz sie denn letztlich für ihre *beruflichen* Aufgaben brauchen. Diese Frage wird zu selten gestellt.

Vielleicht war es wiederum auch kein Zufall, dass die Kleinschneiderung den AkteurInnen am ehesten gelang, die am weitesten von Fragen der Genderforschung entfernt waren. Vielleicht schaffen die Wissensmengen, über die ausgewiesene GenderforscherInnen in Sachen Gender verfügen, geradezu einen Sog der Expansion, der für Lehrentwicklungen auch kontraproduktiv sein kann. Die Tatsache, dass sich die Genderforschung im Laufe ihrer Existenz in dialektischen Bewegungen zu einem soliden Wissenschaftsgebiet mit zahlreichen theoretischen und empirischen Differenzierungen entwickelt hat, lässt verständlicherweise die Neigung entstehen, dass auch die Ansprüche an Gender in der Lehre immer umfangreicher werden – zumindest bei den entsprechenden FachvertreterInnen. Unausgesprochen gibt es die Vorstellung, dass Studierende möglichst vollständig von diesen komplexen Entwicklungsprozessen Kenntnis haben müssen, damit sie in einer guten Weise – und eben nicht nur rudimentär-oberflächlich – Genderkompetenz ausbilden können. Dies ist im ersten Moment plausibel. Gleichwohl wächst damit das Risiko, dass es zu völlig überdimensionierten und uneinlösbaren Lehransprüchen kommt. Wie für alle Lehrgebiete so gilt letztlich auch für die Genderforschung, dass sie ihre disziplinär vorhandenen Wissensmengen für die studentische Qualifizierung unentwegt praktikabel reduzieren und komprimieren muss. Wie dies sinnvoll zu tun ist, ohne dass wiederum unzumutbare „Halbheiten“ stehen bleiben – das wäre dann die eigentliche methodisch-didaktische Herausforderung der genderbezogenen Lehrentwicklungen.

Es liegt in der „Natur der Sache“, dass die Bemühungen zur Implementierung von Genderfragen in die hochschulische Lehre so gut wie ausschließlich von profilierten GenderforscherInnen getragen werden. Doch dies hat eben auch die skizzierten Entgrenzungsrisiken zur Folge. Wer viel weiß, der geht zwangsläufig eher davon aus, dass auch Studierende sich möglichst viel davon aneignen müssen. Dass dies so ist, ist den entsprechenden ExpertInnen nicht anzulasten, es fordert aber dazu heraus, stärker über „eindämmende“ Regulationen nachzudenken. Und vielleicht ist hier der interdisziplinäre Dialog zwischen den GenderforscherInnen und den „genderforschungsfernen“ KollegInnen gerade eine besondere Chance. Bislang dominiert in der Genderforschung der defizitorientierte, manches Mal auch unterschwellig vorwurfsvolle Blick auf die „genderforschungsfernen“ KollegInnen: Für sie ist das Genderthema nur Nebensache, sie sind noch nicht so weit, müssen noch viel lernen, hieß es dann oft genug. Doch ließe es sich nicht auch ganz anders sehen? Vielleicht kann der Dialog mit den vermeintlich „Unwissenden“ auch helfen, die entgrenzenden Neigungen des Genderfachdiskurses hilfreich einzuholen. Vielleicht kann der unbedarfte Blick auf das Thema leichter sehen, was didaktisch-methodisch erforderlich ist und was nicht?

Und noch ein letztes sei an dieser Stelle als These angemerkt: Kann es sein, dass Gender als Lehrgegenstand auch genau deshalb oftmals so expandiert, weil es –

unausgesprochen oder auch ausgesprochen – um mehr geht es um ein Sachthema, nämlich um ein umfassendes Erziehungsprojekt: die Erzeugung des gewünschten geschlechterkritischen Habitus? Alle Studienfachkulturen vermitteln neben ihren sachlichen Lerngegenständen immer auch einen fachkulturellen Habitus. Dies geschieht in der Regel „hinter dem Rücken der Akteure“ durch den Vollzug der jeweiligen konkreten hochschulischen Praxis. Ohne dass es in den einzelnen Fächern bewusst geplant und beabsichtigt ist, enthalten die Verkörperungen der Lehrenden, die Gestaltung der Räume und Lehreinheiten, Studienordnungen und Prüfungs-geschehen symbolische Zeichen zum eigenen Fachhabitus und sie helfen so mit, bei den Studierenden die passenden beruflichen Verkörperungen auszubilden. Auch bei der Genderforschung als curricularem Inhalt geht es letztlich immer um die Frage der Erzeugung einer spezifischen Haltung zum Thema. Gewünscht ist nicht das bloße Wissen zu Geschlechterungleichheiten, sondern die kritische Distanz zu den bestehenden ungerechten Geschlechterverhältnissen, auch die selbstkritische Distanz, und schließlich die Bereitschaft zur Herstellung von Gleichstellung. Ist es diese angestrebte Gesinnungsbildung, die dafür sorgt, dass entsprechende Lehrbemühungen oftmals häufig problematische Ausuferungstendenzen zeitigen?

Der Sog des Differenztheoretischen

Symptomatisch für viele Projekte war die Dominanz differenztheoretischer Paradigmen. Dies galt vor sowohl für die wirtschafts- und naturwissenschaftlich-technischen wie auch für die sozialwissenschaftlichen Fächer. Solche polarisierenden und essentialisierenden Diskursmuster werden in der sozialwissenschaftlichen Genderforschung seit längerem als unterkomplex sozialdeterministische Zuschreibungsakte kontrovers diskutiert. Im Gegenzug avancierte das sozialkonstruktivistisch inspirierte Theorem des „Doing Gender“ zu einer neuen, wenn auch ebenso umstrittenen Leitfigur. Gender ist danach weniger eine Merkmalsausbildung, sondern Produkt interaktiver und institutioneller sozialer Herstellungsprozesse und damit grundsätzlich kontextuell. Es ist zudem trotz der dichotomisierenden Züge letztlich immer eine hybride soziale Distinktionsgröße.

Auch wenn die differenztheoretischen Muster intensiv gepflegt wurden, so wurden in den Berichten zu den einzelnen Projekten bezeichnenderweise dennoch auch Bedenken gegenüber diesen geäußert. So wurde die Pauschalität und Reduktion der polarisierenden Diagnosen problematisiert und die Relevanz der Einflüsse anderweitiger sozialer Differenzen kritisch diskutiert.

Die zutage tretende Paradoxie markiert eine offene genderfachliche Herausforderung für die Lehre. Auch wenn differenztheoretische Sichtweisen eine große Attraktivität besitzen, ist es dann nicht umso wichtiger, den ihnen innewohnenden Reifizierungen und Simplifizierungen der sozialen Geschlechterrealitäten erfolgreich entgegen zu wirken? Muss nicht gerade die Aufgabe sein, Gender weniger als Dualität, sondern als multiple Vielheit zu denken und auf diese Weise zu verhindern, dass die Genderdiagnosen ungewollt, manchmal auch gewollt, zu Zuschreibungen verkommen, die den Status quo reproduzieren und den sozialen Realitäten nicht gerecht werden? Sind damit wiederum jegliche differenztheoretischen Befunde unzulässig?

Was als prinzipielle Unvereinbarkeit erscheinen mag, ist vielleicht eher ein Sowohl-als-Auch. Je nachdem, welches Ziel verfolgt wird, hat das eine wie das andere Muster seine sachliche Plausibilität. Wenn es darum geht, Produkte und Dienstleistungen geschlechtsbezogen zu optimieren – und dabei ist letztlich unerheblich, ob dies aus ökonomischen, humanitären oder gleichstellungspolitischen Gründen geschieht und ob dies kommerzielle oder soziale Produkte sind – helfen sowohl differenztheoretische Befunde als auch sozialkonstruktivistische. Erstere schaffen erst die Grundlagen dafür, dass überhaupt die Notwendigkeit zielgruppendifferenzierender Produktkonzepte sichtbar werden und ihre Entwicklung vorangetrieben werden kann. Letztere sorgen dafür, dass diese entwicklungsfähig bleiben, indem sie daran erinnern, dass die dem Produktkonzept grundgelegten Geschlechterunterschiede keinen essentiell-anthropologischen Charakter haben.

Dass Genderqualifizierungen in der Lehre sich offensiver diesen Gratwanderungen widmen müssen, dafür liefern unsere Projekterfahrungen deutliche Hinweise. Sichtbar wurden die enorme Attraktivität differenztheoretischer Blickweisen und gleichzeitig das Unbehagen mit diesen. So schwankten die Studierenden im Seminar zur Anlage- und Vorsorgeberatung beim Verfassen ihrer Hausarbeiten zwischen polarisierenden Geschlechterstereotypisierungen und dem radikalen Verwerfen genau dieser. „Es ist ja doch letztlich alles individuell“, hieß es dann ernüchtert oder auch trotzig.

Diese auch andernorts zu beobachtenden Wechselspiele zwischen der offensichtlichen Faszination eindeutiger Gender-Befunde und dem völligen Negieren dieser verweisen nicht nur auf ein ungelöstes Lehrproblem, sondern auch auf ein ungelöstes Theorieproblem. Wie kann Gender als praxisrelevante soziale Distinktionsgröße gedacht werden, ohne sie polar statisch, universell und überindividuell zu fixieren? Weil dies bislang offenbar nicht gelingt, kommt es regelmäßig zu den bekannten Abwehreffekten bei Studierenden. Sie brechen sich dann Bahn, wenn die empirischen Widersprüche und das Gefühl der individuellen Zuschreibung zu groß werden. Umgekehrt gilt aber wohl auch: Weil die konstruktivistische Gendertheorie sich zu kompliziert-abstrakt präsentiert, wird wiederum auf differenztheoretische Betrachtungen ausgewichen. Zumindest ließe sich damit erklären, warum die populärwissenschaftliche Ratgeberliteratur eine besonders beliebte Quelle bei den studentischen Informationsrecherchen war. Ihr Vorteil ist, dass sie die Genderfrage entdifferenziert und scheinbar eindeutige Antworten und Lösungen präsentiert.

In Seminaren führen die Wechselspiele immer wieder zu endlosen Kontroversen, bei denen sich Studierende auf die eine oder andere Seite schlagen. Für die Sache ist damit wenig gewonnen. Genderqualifizierungen in der Lehre können somit wohl nur Nachhaltigkeit entwickeln, wenn sie in dieser fest gefahrenen Entweder-oder-Konstellation neue Diskursbahnen eröffnen.

Frauenfragen oder Geschlechterfragen

Die Mehrheit der Modellprojekte thematisierte die Geschlechterfrage als eine, die im Prinzip beide Geschlechtergruppen betrifft. Dennoch verschob sich das Diskursmuster im Laufe der Arbeit stellenweise doch wieder zu einem frauenspezifischen. Dies hatte u.a. mit den Angeboten der jeweiligen Fachliteratur zu tun. „Zwei Sätze

Männer, seitenweise Frauen“, resümierte ein Student der Wirtschaftswissenschaften ärgerlich seine Eindrücke aus der Literaturrecherche für seine Hausarbeit. Offenbar dominiert im vorhandenen Fundus der Genderforschungsliteratur der Fokus auf die weibliche Geschlechtergruppe. Genderfragen mutieren damit zu Frauenfragen.

Auf diese Weise wird die klassische Diskursfigur der Vergeschlechtlichung des Weiblichen und der scheinbar geschlechtsneutralen Universalität des Männlichen, die von der Genderforschung immer wieder kritisiert wurde, letztlich immer wieder neu bestätigt – könnte man meinen. Doch dass dies von studentischer Seite angeprangert wird, ließe sich ebenso als Hinweis darauf lesen, dass diese Figur brüchig wird und auch das Männliche mittlerweile zunehmend vergeschlechtlicht konstruiert wird. Vielleicht ließe sich sogar behaupten, dass sich die junge Generation hierbei als Avantgarde profiliert – möglicherweise auch gerade als kritischer Reflex zu dem doch eher frauendominierten Paradigma der traditionellen Geschlechterforschung der ersten, nun älteren Generation. Die Diskursverschiebung wäre dann Ausdruck eines möglichen Generationskonfliktes.

Gleichzeitig zeigen unsere Projekterfahrungen jedoch auch, dass in den wissenschaftlichen Disziplinen, in denen Genderfragen noch jung sind, sich der Diskurs zeitversetzt letztlich nach demselben „Verlaufsmuster“ wie in den Sozialwissenschaften etabliert. Betrachtet man die vorliegende einschlägige Literatur zeigt sich, dass es das Frauenthema ist, das als Auslöser für Genderfachfragen fungiert. Ob diese Diskursfigur sachadäquat ist, kann letztlich nur kontextuell entschieden werden. Solange es so ist, dass sich in den Befunden zum „Allgemeinen“ genau genommen Befunde zum Männlichen verbergen, ist es sachlich zweifellos nahe liegend und sinnvoll, wenn das Andere weiblicher Daseinsformen exklusiv beleuchtet wird. Wenn diese Exklusivierung des Blicks jedoch dazu führt, dass – weil die männliche Vergleichsgruppe fehlt – weibliche Phänomene künstlich zu etwas Besonderem gemacht und vergeschlechtlicht werden, dann ist dies zu problematisieren. Dies gilt ebenso, wenn es zur Folge hat, dass übergangen wird, wo und wie männliche Phänomene in Befunden zum „Allgemeinen“ auf diese Weise systematisch übergangen werden.

Paradoxie: Wissensmengen und Unwissenheiten

In einigen der Berichte zu den Modellprojekten wird problematisiert, dass zu den möglichen Genderdimensionen der jeweiligen Themenstellung kaum wissenschaftliche Erkenntnisse vorliegen. Dies galt nicht nur für die technisch-naturwissenschaftlichen und die wirtschaftswissenschaftlichen Projekte, was einen vermutlich nicht weiter erstaunen würde, sondern selbst für die sozialwissenschaftlichen. Dass dies so war, kann zum einen als schlichter Fakt zum disziplinären State of the Art gelesen werden, der offenbar noch wenig entwickelt ist und viele Forschungslücken aufweist, die künftig zu füllen sind. Zum anderen hinterlässt die Diagnose jedoch auch gewisse Irritationen. Schließlich gibt es eine durchaus rege und über mittlerweile mehrere Jahrzehnte tätige Frauen- und Genderforschung, die unzweifelhaft viel Wissen produziert hat. Wie kann es sein, dass trotz dieser Wissens-

mengen so viele Wissenslücken bestehen? Bestehen sie tatsächlich oder erscheint es den Betrachtenden nur so?

Kann es möglicherweise sein, dass Erkenntnisse unzugänglich bleiben oder gar verloren gehen, dass Studien nicht ausreichend erschlossen werden oder auch erschließbar sind – aus welchen Gründen auch immer? Kann es sein, dass Studien erst recht nicht transdisziplinär verwertet werden? Ist es also so, dass die vielfach formulierten Forschungsmängel weniger das Problem fehlender Forschung sind als vielmehr das der fehlenden optimalen Ausschöpfung dessen, was da ist?

Sicherlich wird es immer wieder so sein, dass zu einer spezifischen Genderforschungsfrage, die in einem spezifischen Fachzusammenhang entsteht, keine einschlägige Studie vorliegt. Die Frage ist nur, ob nicht dennoch in manchen der vorliegenden Studien aufschlussreiche empirische Befunde oder Theorieangebote für die jeweilige Forschungsfrage gelagert sind, auch wenn sie vordergründig zunächst nicht einschlägig erscheinen – z. B. weil die Forschungsfrage eine völlig andere oder auch nicht explizit eine der Genderforschung war? Sie als Erkenntnisfundus zu nutzen, erfordert dann zwar gezielte Hebe- und Transferarbeiten, vielleicht auch interdisziplinäre Anstrengungen, dennoch wäre der Erkenntnisstand auf jeden Fall weiter entwickelt als vorher. Der Transfer von Wissensbeständen zwischen Theoriebildung und praktischer oder berufsbezogener Anwendung, zwischen den Disziplinen, aber auch zwischen unterschiedlichen Diskurstraditionen innerhalb einer Disziplin ist ein altes, für die Genderforschung aber nach wie vor brandaktuelles Thema, das im Zuge der Bemühungen um die genderbezogene Qualifizierung hochschulischer Bildung noch einmal besonders dringlich wird.

Autorinnen



Dr. Margit GÖTTERT || Diplom-Soziologin und Historikerin ||
Wissenschaftliche Koordinatorin des gFFZ || Gender- und
Frauenforschungszentrum der Hessischen Hochschulen

<http://www.gffz.de>

info@gffz.de



Prof. Dr. Lotte ROSE || Fachbereich Soziale Arbeit und
Gesundheit (Fb4) || Fachhochschule Frankfurt am Main -
University of Applied Sciences

<http://www.fh-frankfurt.de/de/fachbereiche/fb4.html>

rose@fb4.fh-frankfurt.de